

Bewegung der Massen nur noch einen höheren Ausschlag nehmen, bereichert und gestärkt durch das kräftige Argument, daß dieses Nachwerk selbst für gewerbsmäßige Volksverräter, wie die Nationalliberalen seit Jahrzehnten gewesen sind, zu schäbig sei. Einen Trumpf, der besser stäche, können sich die Arbeiter gar nicht wünschen.

Inzwischen wird man abwarten müssen, wie sich Reinecke-Heydebrand aus der Falle, worin er sich durch sein Übermaß von Heuchelei gefangen hat, zu befreien versuchen wird. Er ist ein verschlagener Kopf, aber ohne den Verluft einiger Gliedmaßen geht es diesmal schwerlich ab, und er wird nicht so wohl marschieren als humpeln, wenn er fortan seiner unentwegten Schar das heilige Banner voranträgt. Indessen das mag seine Sorge sein.

Uns kann genügen, daß der Schnapßblock von Tag zu Tage enger eingekreist wird und sich bei jedem neuen Ausfall von neuem blutige Köpfe holen muß, bis ihn die kommenden Reichstagswahlen, um mit dem berühmtesten aller junkerlichen Schnapßbrenner zu sprechen, so an die Wand drücken, daß er quietscht.

Das Problem der Erkenntnis.

Von **Paul Lafargue.**

(Schluß.)

II.

Die sophistische Kritik von den falschen und veränderlichen Eindrücken der Sinne ist nicht widerlegt worden und kann es auch nicht werden; alle Tage wird sie durch zahlreiche auffallende Beweise von der Unzuverlässigkeit unserer Sinne bestätigt und aufrecht erhalten. Der Volksmund stützt sie durch den Spruch: „Über Geschmack und Farben soll man nicht streiten“.

Vor kaum zwei Jahren entdeckte Blondot, der berühmte Physiker in Nancy, die N-Strahlen, deren Vorhandensein man durch einen hellen Fleck auf einem phosphoreszierenden Schirm feststellen konnte; zahlreiche europäische und amerikanische Gelehrte, ebenso geschickte Experimentatoren wie er, sahen sie ebenfalls; doch mußten sie schließlich zugeben, daß diese Strahlen eine optische Täuschung der Beschauer waren. Jeder Mensch sieht die Sonne in hellem Lichte erglänzen; die optischen Physiker behaupten, wenn ein Luftschiffer die Erdatmosphäre verlassen könnte, so würde er sie schwarz sehen. Um zu zeigen, daß derselbe Gegenstand bei verschiedenen Individuen verschiedene Eindrücke hervorruft, ließ ein Professor der Psychologie ganz plötzlich in einem Hörsaal einen Hanswurst auftreten, der drei oder vier Purzelbäume schlug und nach einer Minute wieder verschwand. Der Professor bat nun seine Hörer, das, was sie soeben gesehen, aufzuzeichnen, ohne sich untereinander zu besprechen; es stimmten auch nicht zwei Berichte über die Bewegungen und die Kleidung des Bajazzo überein. Die gerichtlichen Aussagen von Augen- und Ohrenzeugen widersprechen sich, wenn sie nicht vorher verabredet worden sind: so machten im Prozeß Steinheil zehn Zeugen, darunter sechs Polizisten von Beruf, die doch gewohnt sind, Feststellungen am Tatort eines Verbrechens zu machen, verschiedene Aussagen über die Lage der Leiche des Malers Steinheil; sein Diener und ein Nachbar sahen ihn auf der Erde ausgestreckt; vier Polizisten fanden ihn kniend gegen die Tür gelehnt, der fünfte sah ihn, den Rücken

gegen die Wand gefehrt, neben dem Waschtisch usw. Wenn der Historiker nur ein einziges Zeugnis besitzt, so wird er über ein Ereignis positive sichere Aufzeichnungen geben; existieren jedoch mehrere Dokumente, so wird er in Einzelheiten, und manchmal auch im ganzen unsicher werden. Welcher Geschichtsschreiber könnte die Dreyfusaffäre entwirren, die durch so vielerlei Darstellungen verdunkelt ist? Die Geschichte ist keine exakte Wissenschaft.

Die Begriffe der Reinen Vernunft, die Plato unwiderleglich wahr erschienen, sind als Darstellungen der sinnlichen Wahrnehmungen durch unser Gehirn notwendigerweise irrig, wenn die Sinne dem Gehirn nur ungenaue Eindrücke übermitteln. Die Reine Vernunft, in die Kant alle Gewißheit hineinglegte, erscheint so ungewiß, daß man ihre Schlüsse durch die Erfahrung kontrollierend prüfen muß, die nach dem Ausspruch des Mathematikers Poincaré die einzige Quelle der Wahrheit ist. Die Vernunft des Alltags berichtigt das Urteil der Reinen Vernunft. Die Sinne täuschen die Vernunft, die ihrerseits wieder die Sinne täuscht. Triumphierend schrieb daher Charron: „Seht, wie herrlich weit es der Mensch in seiner Einsicht und Gewißheit bringen kann, wenn Innen- und Außenwelt in gleicher Weise von Irrtümern und Schwächen erfüllt sind, wenn Vernunft und Sinne, die Hauptwerkzeuge der Wissenschaft, sich gegenseitig irreführen.“

Die öffentliche Meinung und der gesunde Menschenverstand, die Sokrates und Pyrrho im Altertum, Thomas Reid und Royer Collard in der Neuzeit zur Richtschnur nahmen, sind auch nichts Zuverlässiges. Beide entstehen erst aus den Wahrnehmungen, die eben trügerisch sein können: weil unser Blick die Größe, die Bahn der Sonne falsch erfaßte, so erklärte die öffentliche Meinung und der gesunde Menschenverstand: die Sonne dreht sich um die Erde, die den Mittelpunkt des Weltalls bildet.

Die Sophisten behaupten, die empfundenen Eindrücke seien bei jedem Individuum verschieden, daher könne man keine objektive Wissenschaft schaffen. Und wirklich besäße eine Wissenschaft, die sich nur auf Sinnesindrücke aufbaut, beschränkte Gültigkeit; sie müßte rein subjektiv sein und nicht nur mit den Individuen sondern auch mit den Veränderungen wechseln, die das Alter auf die Sinne ihres Begründers ausübt.

Da wir aber, wie Le Dantec sagt, trotzdem am Leben sind und unsere Art nicht verschwunden ist, so mußte sie also ein mehr oder weniger ausgebildetes, bestimmtes Mindestmaß von Erkenntnis besitzen, um sich den natürlichen und sozialen Verhältnissen, denen sie unterworfen war, anzupassen. Dieses Minimum an Erkenntnis mußte allgemein Gültigkeit haben, da die Menschen der verschiedensten Rassen und Länder staatliche und Familienorganisationen, Eigentumsformen und Produktionsweisen einführten, die einander ähnlich waren und die eine der andern entsprangen. Wie die volkstümlichen Sprichwörter zeigen, die nach Vico unter verschiedenen Hüllen stets denselben Kern bergen, ist auch der gesunde Menschenverstand sich im Wesen überall gleich. Damit sich eine solche Ähnlichkeit der sozialen und ökonomischen Entwicklung bei allen Völkern der Erde ausbilden konnte, mußte dieses Minimum an Erkenntnis in dem Maße wachsen, wie der Mensch seine Erfahrungen erweiterte.

Diese Ähnlichkeit erstreckt sich auch auf die Tiere und führt bei ihnen zu denselben Konsequenzen, denn, wie Charron sagt, „es besteht eine enge Nachbarschaft und Verwandtschaft zwischen dem Menschen und den übrigen Tieren“.

Wahrscheinlich ist die Annahme, die auch die Sophisten teilten, richtig, daß die mit Pupillen versehenen Augen gewisser Wirbeltiere und die Fassettaugen der Insekten, ebenso wie die Augen mit vorgewölbter Hornhaut und stark konvexer Linse des Kurzsichtigen gegenüber den mit abgeplatteter Hornhaut und Linse ausgestatteten Augen des Weitsichtigen dieselben Gegenstände verschieden sehen; das hindert sie aber nicht, zu einer ähnlichen Erkenntnis der Außenwelt zu gelangen, die soweit exakt ist, daß sie sich Existenzmittel zu verschaffen, sich zu schützen, zu verteidigen und die Nachkommen zu erziehen wissen. Da sie aus demselben Stoff gebildet sind, denselben zellulären Aufbau aufweisen, und sie, um sich zu nähren und fortzupflanzen, eine unbegrenzte Zahl von Erfahrungen machen mußten, die sich mehr oder weniger glichen, so mußten Menschen und Tiere dieselben Sinnesindrücke gehabt haben und zu gleichartigen Erkenntnissen gelangt sein. So ist es zum Beispiel mehr als wahrscheinlich, daß die Tiere sich die ersten Grundzüge der Mathematik zu eigen gemacht haben: ein Esel, sagte Diogenes, weiß ebensogut wie ein Mathematiker, daß die gerade Linie der kürzeste Weg ist, um zur Krippe oder zur Tränke zu kommen; die Tauben fangen erst zu brüten an, wenn das Weibchen zwei Eier gelegt hat, als ob sie wüßten, daß $1 + 1 = 2$ ist; die Schafe kennen die Zeit, ohne daß ihnen die Heine Vernunft den Begriff davon gegeben hätte, sie wissen ebensogut wie der Schäfer, wann die Zeit zur Heimkehr in den Stall gekommen ist; die Hühner haben eine bestimmte Vorstellung vom Raume und beweisen dies durch ihr Zögern, sich von einem höhergelegenen Hühnerstall herabzuschwingen als ihr gewohnter. Diese Idee vom Raume ist den Tieren aber nicht angeboren, das heißt sie ist keine instinktive; man kann zum Beispiel beobachten, wie ganz junge Hunde sie erwerben. Man muß daher zugeben, daß trotz der Verschiedenheit der Eindrücke, die dieselben Dinge bei Mensch und Tier hervorrufen, doch mehr oder weniger gleichartige Vorstellungen bei beiden entstehen, da beide aus demselben Stoff gemacht sind. Geht es also nicht an, Menschen und Tieren ein gewisses Minimum an exakter Erkenntnis abzusprechen, so muß man auch mit Freycinet „die eigentümliche Anpassung (adaptation) von Außenwelt und Intelligenz“ konstatieren, die Parmenides schon ahnte, als er sagte: „Nur das Mögliche läßt sich denken, und das hat zur Folge, daß unsere Rechenkunst und ihre verschiedenen Kombinationen, mit anderen Worten die Sprache der Mathematik, wie sie der Menscheng Geist zu schaffen verstand, in wunderbarer Weise dazu geeignet ist, die Vorgänge in der Natur auszudrücken. . . . Formeln, die man für theoretische Spekulationen erfunden hatte, erwiesen sich nachträglich genau mit Naturerscheinungen übereinstimmend, ja sie brachten diese sogar am besten zum Ausdruck.“ Wer hätte sich denken können, daß der Satz: „Kugeloberflächen sind dem Quadrat ihrer Radien direkt proportional“ einmal auch für die Abnahme der Schwere und der strahlenden Kräfte gelten würde; daß die Reihe der ungeraden Zahlen die Strecken darstellen würde, die ein freifallender Körper im leeren Raum während der einzelnen aufeinander folgenden Momente des Falls zurücklegt; daß die Kurven, die entstehen, wenn man einen Kegel durch Ebenen schneidet, die verschiedene Neigungen zu seiner Achse haben (eine Entdeckung, die vor über zweitausend Jahren Apollonius von Perga machte), Kepler als Unterlage für sein astronomisches System dienen sollten? Freycinet fügt hinzu: „Es ist schwer, in diesen Tatsachen nur ein merkwürdiges Zusammentreffen zu sehen und so zahlreiche Übereinstimmungen nur dem Zufall

zuzuschreiben. Ich ersehe daraus, daß der menschliche Geist und die Natur einem bestimmten Plan gehorchen, der es wunderbarerweise dem Geist ermöglichlicht, die Natur zu begreifen.“¹ Freycinets Plan, der einen Gott als Schöpfer voraussetzt, kann nichts anderes sein als die allgemeine Zusammensetzung der Materie im Weltall, die überall dieselbe ist; die beseelte und unbeseelte Materie besteht also aus denselben Elementen, und der Mensch kann daher die Welt begreifen. „Der Geist,“ sagt Berkeley mit Recht, „kann als immaterielles Wesen die materiellen Dinge nicht wahrnehmen,“ die beseelte Materie aber kann es.

Diese wenn auch minimale Erkenntnis, die man dem Menschen nicht abstreiten kann, ist noch nicht die Wissenschaft, sondern erst eine Vorstufe dazu: wenn der Mensch, um die Außenwelt zu erkennen, sich nur seiner Sinne bedient hätte, so wäre seine Erkenntnis kaum weiter gediehen als die der Tiere, deren Sinne viel vollkommener sind, abgesehen vom Taftgefühl, das sich durch den Gebrauch der Hand außerordentlich entwickelt hat.

So wäre zum Beispiel die Geometrie nicht entstanden, wenn der Mensch nicht den Stab zum Messen der Länge und Breite der Felder erfunden hätte, anstatt sie mit dem Auge abzuschätzen. Der Stab, dessen sich die Naturvölker bedienen, um das Ackerland auszumessen, das jedes Jahr an die Familien der Gens oder des Dorfes von neuem verteilt wird, ist für sie von so großer Nützlichkeit, daß er eine mythische Bedeutung annimmt: die Bauern des russischen Mir nannten ihn den Heiligen Stab und bewahrten ihn in der Kirche auf; die Ägypter hatten die Elle, die Maßeinheit bei Ackerverteilungen, zum hieroglyphischen Zeichen der Wahrheit und der Gerechtigkeit gewählt; alles, was mit ihr gemessen wurde, war recht und wahr.

Ein Stück Holz, ein Stab, ersetzt einen Sinn: von da an sind Länge und Breite eines Feldes nicht mehr eine bloße Wahrnehmung des Auges, die je nach der Individualität unsicher und veränderlich ist, sondern das Vielfache eines unveränderlichen Stabes; was er ausmisst, ist wahr und recht, und zu Streitigkeiten ist nun kein Anlaß mehr, wie zu den Zeiten der Schätzungen durch das Auge.

Wir kennen die Eigenschaften der Dinge durch die Eindrücke, die sie auf uns machen: durch Sinnesindrücke treten wir zuerst mit der Außenwelt in Beziehung, und während der Kindheit sind sie unsere einzige Methode, die Dinge zu erkennen. Die Wilden wenden sie fast ausschließlich an, daher die Überlegenheit ihrer Sinne. Aber die Dinge üben durch ihre Eigenschaften nicht nur auf unsere Sinne, sondern auch auf unbelebte Körper einen Einfluß aus. Das Gewicht eines Dinges macht sich auf der Wagschale ebenso wie auf unserer Hand bemerkbar; seine Härte, seine Temperatur, seine Beleuchtung usw. beeinflussen leblose Körper ebenso wie unsere lebenden Körper; man kann also die Eigenschaften eines Dinges definieren als die ihm innewohnende Kraft, auf belebte und unbelebte Körper einen Einfluß auszuüben.

Die Empfindlichkeit lebloser Körper ist sogar feiner als die von lebenden; so werden erstere durch die Herzchen Wellen der drahtlosen Telegraphie, von denen wir absolut nichts merken, in Schwingungen versetzt; wir könnten die Härte der verschiedenen Stahlorten nicht unterscheiden, wenn wir nur unsere Sinne zu Hilfe nähmen, und nicht den Brinellschen Meßapparat des Reepschen Bohrers. Daraus folgt, daß man sich der Empfindlichkeit der leb-

¹ De Freycinet, Essai sur la philosophie des sciences (1895).

losen Körper bedienen kann, um die Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen: einer Quecksilbersäule zum Beispiel, um die Temperatur zu messen, des Lachmuspapiers, um festzustellen, ob eine Flüssigkeit sauer oder basisch wirkt usw. Kant und die Neukantianer begehen also einen schweren Fehler, wenn sie behaupten, daß wir die Eigenschaften der Dinge nur durch unsere Sinnesindrücke erkennen und erkennen können.

Es sind also nicht mehr die unsicheren und veränderlichen Wahrnehmungen des Menschen, die die Grundlagen unserer Erkenntnis bilden, sondern die sicheren und unveränderlichen Einwirkungen auf die leblosen Körper: war es früher unmöglich, mit einiger Genauigkeit die Lufttemperatur zu erkennen, solange man sich nur auf die unsicheren und veränderlichen Sinnesindrücke des Menschen verlassen konnte, so erkennt man sie jetzt genau, seit die Empfindlichkeit des Quecksilbers sie uns anzeigt. Zwei Astronomen, die denselben Stern beobachteten, werden verschiedene Zeichnungen von ihm entwerfen, während die photographische Platte, die „Rezhaut des Gelehrten“, wie Jansen sie nennt, ein genaues Bild wiedergibt. Da die Photographie vor dem Auge den Vorzug hat, alle Subjektivität auszuschalten und die Spuren der auf sie wirkenden Eindrücke treu zu bewahren, so verdrängt sie mehr und mehr die Beobachtungen mit bloßem Auge. Manouvriers kleiner Apparat, der darauf beruht, daß der elektrische Widerstand proportional der Wassermenge einer Mischung ist, verrät uns viel besser als die Zunge des feinsten Gourmands, ob ein Wein getauft ist oder nicht. Die Gefrieranalyse gestattet uns, durch den Grad der Eiszubildung genau festzustellen, wie viel Wasser der Milch zugesetzt ist, und den Gesundheitszustand der Milchkuh par distance zu diagnostizieren, was auch dem geübtesten Tierarzt unmöglich sein dürfte. Der Mensch kennt den Ton seiner eigenen Stimme erst seit der Erfindung des Phonographen und selbst da erkennt er sie nicht einmal wieder, denn er hört sie, wie auch die anderen sie hören, ohne die Resonanz seines Kopfes.

Die genaue und, weil immer gleiche, auch allgemein gültige Erkenntnis, die wir dadurch gewannen, daß wir die unbelebte Natur an Stelle unserer Sinne setzten, ermöglicht es dem Arzt, mit ihrer Hilfe Krankheiten zu diagnostizieren, dem Psychologen, sie für das Studium der psychischen Eigenschaften des Ich zu verwenden. Sokrates sagte: „Erkenne dich selbst!“, der moderne Mensch fügt hinzu: „mit Hilfe der unbeseelten Materie“.

Die Wissenschaft ersetzt überall, wo sie nur kann, die Sinne des Gelehrten durch leblose Dinge. In manchen Wissenschaften ist diese Ersetzung vollkommen durchgeführt: der Chemiker bedient sich keines einzigen seiner Sinne, um die Eigenschaften der Schwefelsäure oder anderer Körper, die er auflöst oder zusammensetzt, zu erkennen; man könnte ihm einen neuen Sinn einpflanzen oder einen alten wegnehmen, ohne seine wissenschaftliche Kenntnis zu verändern, denn diese beruht nicht auf sinnlichen Wahrnehmungen, die Irrtümern und Veränderungen unterworfen sind, sondern auf der Erkenntnis der Materie durch leblose Materie, die keinen Irrtümern und Veränderungen unterworfen ist.

Die industrielle Produktion, die einst der Wissenschaft vorauseilte, muß jetzt hinter ihr nachhinken: solange ihre Kontrolle von den menschlichen Sinnen abhing, war sie unzuverlässig; trotz der weitestgehenden Übung gab es oft durchaus keine plausible Erklärung für falsche und schlechte Herstellung. Zuverlässigkeit wurde erst erzielt, seit man zu allen möglichen Registrierapparaten,

von den einfachsten (Thermometer, Manometer usw.) bis zu den kompliziertesten (Voltmeter, Ampèremeter, Pyrometer, Kalorimeter usw.) seine Zuflucht nahm.

Die Ersetzung der Empfindung des Menschen durch die Empfindlichkeit der Materie, die uns gestattet, die Temperatur durch die Grade der Quecksilbersäule, den Ton durch die Anzahl der Schallschwingungen in der Sekunde usw. zu erkennen, verwandelt das, was für den Menschen Qualität ist, in Quantität für die Materie. Dieser Wandel gestattet uns, an Stelle der Erscheinungen Zahlenverhältnisse zu setzen und verändert die Natur unserer Erkenntnis. Die qualitative Erkenntnis eines Dinges ist seine Erkenntnis mit Bezug auf den Menschen; seine quantitative Erkenntnis ist seine Erkenntnis mit Bezug auf andere Dinge. Das Prinzip der Subjektivität, der Ausgangspunkt der subjektiven Philosophie der Bourgeoisie, wird durch das Prinzip der Objektivität ersetzt.

Die Sinne verschaffen uns, selbst wenn sie uns nicht irreführen, nur eine äußerst beschränkte Erkenntnis der Dinge, sie zeigen uns nur wenige ihrer Eigenschaften; das Auge zum Beispiel nimmt nicht einmal ein Zehntel des Sonnenspektrums wahr; sein Aufnahmevermögen sieht dem der leblosen Materie weit nach; wo das Auge des Astronomen die Finsternis nicht zu durchdringen vermochte, an der leeren Stelle, die Herschel als „Kohlenfack“ bezeichnete, zeigt uns die photographische Platte neue Sternhaufen und zerstreute kosmische Materie; je empfindlicher die photographischen Platten werden, desto weiter breiten sich die astronomischen Kenntnisse aus, selbst in die geheimnisvollsten Tiefen des Himmels.

Die Grenzen der Empfindlichkeit der Materie sind uns unbekannt; die der wissenschaftlichen Instrumente ist beschränkt, doch verfeinert sie sich von Tag zu Tag. Das Thermometer, das kaum 100 Grad messen konnte, ließ uns in Unkenntnis über Erscheinungen, über die uns das Bolometer aufgeklärt hat: dieses Instrument, das auf dem elektrischen Widerstand der Metalle unter dem Einfluß der Wärme beruht und den millionsten Teil eines Grades anzeigen kann, zeigte uns, daß das Sonnenspektrum viel ausgedehnter ist, als man annahm. Die wissenschaftliche Erkenntnis schreitet nicht in dem Maße vor, wie unsere Sinne sich vervollkommen, sondern wie die Methoden zur Ausnutzung der Empfindlichkeit der unbelebten Materie sich verallgemeinern und die Apparate der Forschung und der Kontrolle sich vermehren und empfindlicher werden.

Doch die Erkenntnis der Dinge wird wegen der Unvollkommenheit unserer Sinne und der sie ersetzenden Instrumente und wegen der Methode, die wir zu ihrer Untersuchung anwenden müssen, immer unvollständig bleiben.

Kein Gegenstand ist von der Umwelt völlig unabhängig; er wird durch das Zusammentreffen einer unendlichen Reihe von Vorbedingungen und begleitenden Umständen bestimmt; er ist niemals sich selbst gleich; in unendlicher Weise von seiner Umgebung beeinflusst, befindet er sich in einem ständigen Werden; um ihn zu studieren, müssen wir ihn als völlig von seiner Umgebung unabhängig, als unveränderlich betrachten und seine Eigenschaften der Reihe nach prüfen. Die abstrakten Wissenschaften haben alle denselben Weg eingeschlagen: sie konnten sich ihre Studienobjekte, den Punkt, die Linie, die Fläche, die Zahlen, nur verschaffen, wenn sie sie von ihrer Umwelt lösten und ihrer physischen Eigenschaften beraubten, um sie in imaginäre Wesen zu verwandeln, die der objektiven Wirklichkeit entbehren und nur im Hirne

dessen existieren, der sie denkt.¹ Aus diesem Grunde sind die theoretischen Ableitungen der Mathematik, die nicht von den Sinnen abhängen, auch nicht deren Irrthümern unterworfen, und da sie logisch aufgebaut sind, haben sie allgemeine Gültigkeit, weil sie dem allgemeinen Gesetze der menschlichen Vernunft entsprechen: so werden die Geometrien Euklids, Lobatschewskys und Riemanns, wenn sie auch untereinander im Widerspruch stehen, von den Mathematikern als wahr anerkannt, denn ihre Sätze bilden streng logische Systeme.

Die Naturwissenschaften, die die Sinne durch Instrumente ersetzen, sind ebenso allgemein gültig wie die abstrakten Wissenschaften, da der Gelehrte nicht seine Empfindungen analysiert; er studiert die Wirkungen der Dinge, nicht auf seine Sinne, sondern auf andere Dinge; er zeichnet sie auf und klassifiziert sie, um aus ihnen theoretische Betrachtungen und praktische Verwertungsmöglichkeiten abzuleiten; er untersucht die Einwirkungen der Dinge nicht auf seine Sinne, sondern auf andere Dinge. Die Erkenntnis war subjektiv, solange sie sich auf die Ergebnisse unserer sinnlichen Wahrnehmungen gründete, sie wurde objektiv, sobald sie sich auf die Tatsachen stützte, die uns die Objekte liefern. Die heisende und unwiderlegbare Kritik der griechischen Philosophen, die die Grundlagen der subjektiven Erkenntnis untergräbt, kann der objektiven Erkenntnis nicht beikommen.

Die Sophisten, die unbarmherzigen Zerstörer der subjektiven Erkenntnis, nahmen in einem unbegreiflichen Widerspruch den Menschen, dessen Erkenntnis sie bestritten, zum Maße aller Dinge und gaben die alte objektive Naturphilosophie auf, um die subjektive Philosophie der Bourgeoisie zu begründen. Die Männer der Wissenschaft, die die objektive Naturerkenntnis schufen, indem sie dabei auf die antike Philosophie zurückgriffen, die von den Bourgeoisphilosophen verachtet wurde, arbeiten in unseren Tagen an einer neuen, grandiosen Naturphilosophie.

Industrie und Sozialismus in Japan.

Von S. Katayama (Tokio).

Der Aufschwung Japans datiert seit der Revolution von 1867, in der das Feudalsystem infolge des Ansturmes von außen und der Korruption im Innern der modernen Zivilisation weichen mußte.

Seit bald vierzig Jahren macht nun Japan alle erdenklichen Anstrengungen, mit den Fortschritten der Welt im allgemeinen und des Westens im besonderen gleichen Schritt zu halten. Natürlich stellten sich uns zahllose Hindernisse entgegen, als wir die Produktionsweise des Westens zu der unserigen machen wollten, denn unsere Sitten und Gebräuche weichen von denen des Westens in jeder Hinsicht ab. Dennoch hat Japan mit mehr oder weniger Erfolg europäische Methoden in der Politik, im Erziehungswesen, in

¹ Gegenstand und Zahl werden von den Wilden nicht getrennt, die Zahl ist für sie eine Eigenschaft des Dinges, wie es Wärme, Elektrizität und Licht in den Augen des Kulturmenschen sind; weiter wird sie dann losgelöst von dem Dinge, um ein abstraktes, imaginäres Wesen zu werden, das man wie ein Ding behandelt. Punkt, Linie und Fläche sind ebenso von dem Körper losgelöst, zu dessen Eigenschaften sie gehören; man nimmt dem Punkte drei, der Linie zwei und der Fläche eine Dimension.